

**Der Propst
Dr. Christian Stäblein**

Es gilt das gesprochene Wort!

Im Anfang. Theologische Bedeutung der Sepulkralkultur

Festvortrag anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Evangelischen Friedhofsverbandes Berlin Stadtmitte (EVFBS) mit Verabschiedung von Pfarrer Jürgen Quandt als Geschäftsführer

1. Februar 2019

1 Der Anfang der Religion – Erinnern als innerste Bedeutung

Am Anfang – steht der jährliche Besuch am Grab meiner Vorfahren in Nürnberg, wann wir da das erste Mal waren, kann ich gar nicht bewusst erinnern. Es gehörte dazu mit dem Auto vorzufahren, aussteigen, an hängenden Gießkannen vorbeizugehen, eine mitnehmen und füllen, knirschenden Kies spüren, vor der Einfassung stehen, die Grabsteine betrachten. Es fielen Sätze aus dem Mund meiner Eltern, für die hatte ich als Fünf oder Achtjähriger null Sinn, die lauteten etwa: die pflegen das hier ordentlich, guck mal, es stehen sogar frische Blumen da. Und es fielen Sätze, die schienen immer gleich, gut so, weil dafür waren wir ja da. Das begann mit der Frage von mir oder meinen Brüdern: wer war Dorothea Stäblein? Und wer Magdalena? Die kanntest du nicht mehr. Aber von dem Fritz, ihrem Mann, glaub mir, von dem hast du viel, war die Antwort, jedes Jahr. Schließlich wurde der Vers aus dem Römerbrief vom Grabstein vorgelesen. Er hat sich mir eingeprägt. *Leben wir so leben wir dem Herrn, sterben wir so sterben wir dem Herrn. Ob wir Leben oder Sterben, sind wir des Herrn.* Oder stammt der nun gerade vom Familiengrab mütterlicherseits? Ach, die Erinnerung. Ob wir leben oder sterben, sind wir des Herrn. Genitiv. Zugehörigkeit für alle Fälle: dem Herrn, des Herrn. Durch die Grabbesuche ist das quasi mein Ursatz für Religion, sozusagen das Vorbewusste, persönliche, durch die Grabbesuche geronnene Wesen von Religion. Der Satz hat die Erinnerung geprägt wie der Spruch im VW-Käfer der Großeltern, der gut lesbar für alle Beifahrer auf deren Seite aufgeklebt war: Fahre ich oder du. – Ich oder Du? Leben oder Sterben? Des Herrn. Dem Herrn. – Womöglich fängt alle Religion so an: religio, zu Deutsch: wiederlesen, wieder lesen das, wo wir – re-ligio –, wo wir gebunden sind. An die Vorfahren. An die Erinnerung. An Gott. Am Anfang aller Religion ist Erinnerung. Weil Menschen sterben. Weil da der Tod ist. Mit ihm beginnen Notwendigkeit und Glück der Erinnerung. Anfang der Religion.

Sehr geehrte Damen und Herren, 10 Jahre Evangelischer Friedhofsverband Berlin Stadtmitte bedeutet als erstes, das zu erinnern. Wir stehen hier an einem Ursprungsort von Religion. Das ist

auch biblisch so. Das erste Stück Land, das dem Stammvater Abraham in Israel gehören wird, ist die Grabstätte, die er für seine Frau erwirbt, die Höhle Machpela im heutigen Hebron. So fängt das Ankommen im Land der Verheißung an. Und so beginne ich heute, wenn ich über die Bedeutung der Sepulkalkultur knapp zwanzig Minuten etwas sagen darf, eben so – und also nicht mit dem Ende, so denken wir ja schnell, wenn wir über Tod sprechen. Nein, sehr bewusst und mit voller Absicht rede ich vom Anfang.

Das soll auch so weitergehen, ich nenne ihnen kurz die Überschriften des kleinen Vortrags:

1 Der Anfang der Religion – Erinnern als innerste Bedeutung

2 Der Anfang der Kultur – Gedächtnis und Gesellschaft. Große Ahnen, kleine Kinder

3 Der Anfang des Lebens – Lebensort Friedhof

4 Anfänge, Abbrüche, Entwicklungen – Sepulkalkultur als Seismograph und Schrittmacher

5 Anfang und Ende, Ende und Anfang – Schönster Kreislauf, klare Richtung

Was Ihnen jetzt noch Hoffnung machen kann, ist, dass wir Abschnitt 1 schon haben und ich keine weiteren Vorreden mache, um alles Weitere in nun noch fünfzehn Minuten zu sagen:

2 Der Anfang der Kultur – Gedächtnis und Gesellschaft. Große Ahnen, kleine Kinder

Eine der großen Freuden der Friedhöfe des EVFBS sind die Namen: Dreifaltigkeitsfriedhof, Dorotheenstädtischer Friedhof, Friedrichswerderscher Friedhof. Mit den Namen erinnern wir die Kultur dieser Zeit. Friedhöfe sind schon per se kulturelle Gedächtnisse – erst recht, wenn wir anfangen, die Namen der hier Begrabenen nur ansatzweise zu lesen, wieder zu lesen. Abraham Ernst Mendelssohn-Bartholdy, Felicia Henriette Pauline Mendelssohn-Bartholdy, Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, Rahel Varnhagen von Ense, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher – wer so anfängt, hat keine Chance, in der Aufzählung fertig zu werden. Friedhöfe markieren nicht nur individuelle Gedächtnisse und Zugehörigkeiten, sie sind zugleich Darstellung eines kulturellen Gedächtnisses. Sie zeigen, wie wir mit der Vergangenheit, den Vorfahren, auf deren Schultern wir ja stehen, wie wir mit ihnen umgehen, wen wir erinnern und wen nicht. Und also, klar: So wie Kultur mit der Erinnerung beginnt, so zeigt sie sich in der Art ihres Gedächtnisses. Der Friedhof ist Anfang kollektiver Kultur. Hier sprechen wir mit der Vergangenheit. Hier zeigen wir, wie wir uns selbst sehen. Hier verstehen wir, wie das Leben sich wandelt.

Zu meinen Lieblingsbeschäftigungen als Kind beim Laufen über welchen Friedhof auch immer gehörte die Suche nach den Jahreszahlen. Finde den Ältesten. Finde den Jüngsten. So kann schon jedes Kind begreifen, dass sich hier Dinge verschieben. Dass im 20. Jahrhundert die Zahl der Kinder immer weniger wird, die wir begraben müssen, Gott sei Dank! Jedes Kind eines zuviel. Und doch – wir würdigen das selten –, auf Friedhöfen können wir das eigentlich größte Glück, den größten Segen unserer Zeit begreifen: Das Zurückdrängen der früher so alltäglichen Kindersterblichkeit. Und dann – ja, das zeigen die Zahlen, wenn man rechnet –, älter werden wir meist

auch als die Menschen früher. Manchmal verblasst dieser kulturelle Wandel hinter dem Schrecken, der jedem einzelnen Tod innewohnt. Und deshalb ist der Gang über den Friedhof gut. Er macht in diesem Sinne bewusst für das Geschenk der Zeit und jedes einzelnen Tages. Und so auch, aber ja, auch demütig.

Große Ahnen, Zeit und Kultur, kleine Kinder – zur Kultur des Gedächtnisses gehört auch, dass das, was womöglich gerne verdrängt werden will, seinen Ort bekommt. Eine Gedenkstätte für die Zwangsarbeiter, die derzeit erarbeitet wird, ist wichtig. An den Brüchen in unserer Geschichte zeigt sich Kultur ja noch mal besonders. Jeder Tod ist ein Bruch, immer schon. Dazu aber kommen Kulturbrüche: Gewaltsamer Tod, Krieg, Verfolgung, Vernichtung – das Gedenken an Kultur- und Zivilisationsbruch ist eine besondere Herausforderung. Heldenverehrung liegt weit hinter uns. Die Suche, das Gebrochene angemessen darzustellen, ist uns aufgegeben. Erst recht, wo es um unsere eigenen Brüche geht. Erinnern ist Arbeit, Arbeit am Leben, gegen das Verdrängen, für die Zukunft.

3 Der Anfang des Lebens – Lebensort Friedhof

Der Friedhof ist ein Ort, an dem das Ende präsent ist. Der Tod. Die Trauer. Das Sterben. Sicher. Seitdem ich als Pfarrer direkt neben dem Friedhof gewohnt habe – mit Blick aus dem Arbeitszimmer direkt auf die Gräber –, seitdem steht mir vor Augen (und Bruder Machel wird das bestätigen und alle, die hier arbeiten auch): Friedhöfe sind Lebensorte. Hier hört Leben nicht nur auf, hier fängt es an. Ganz praktisch: wie viele Paare finden sich hier. Ein neues, zweites Leben beginnt nicht selten auf den Wegen hier. Ich habe manche getraut. Hier fängt Leben an. Psychologisch selbstverständlich: im Bewusstwerden des Todes spüren wir Leben neu, manchmal erstmals. Hier fängt Leben neu an. Im Glauben sowieso – keine christliche Beerdigung ohne die Erinnerung an die Auferstehung. Keine christliche Beerdigung ohne die Erinnerung: in der Taufe sind wir mitgestorben mit Christus, er mit uns. Und schon mit auferstanden. Aber auch ganz leiblich ist der Friedhof nicht nur Ende, auch Anfang. Hier darf man weinen. Und weinen hält das Leben in Fluss. Mit dem Weinen fließt es wieder, wo es vorher stockte. Auch wenn wir Angst haben, uns im Weinen zu verlieren, leiblich spüren wir so den Fluss des Lebens. Der Friedhof ist Lebensort, in der jüdischen Tradition deshalb *beit chaim* genannt: Haus des Lebens. Wer neben oder auf dem Friedhof wohnt, weiß das gut. Und es ist umso besser, wenn wir dieser Kultur auch Leben geben. Mit Café. Blumen sind ja immer schon da. Und Harken. Früher noch den Kies, stets vor Sonntag. Um die Schritte sehen zu können, wenn der Herr gekommen ist. Auf frisch Geharktem kommen die Liebhaber und Liebhaberinnen des Lebens.

4 Anfänge, Abbrüche, Entwicklungen – Sepulkralkultur als Seismograph und Schrittma- cher

Anfang der Religion, Anfang der Kultur, Anfang des Lebens – klingt ja alles recht schön. Muss ich natürlich aufpassen, dass nicht auf andere Weise der Schmerz und das Schwere, das nun mal ist, verdrängt werden, gleichsam überspielt. Nein. Wo Tod ist, lauert Verdrängung, und – auch wenn ich es nie schätze, wenn Kulturgeschichte als Verlustgeschichte erzählt wird – in der Trauerkultur hat die Moderne die stärksten Veränderungen und manchen Verlust mit sich gebracht. Wie in anderen Bereichen auch delegiert die moderne Gesellschaft. Das Sterben in die Krankenhäuser. Den Tod an eine gut geölte Abfolge professioneller Bearbeitung. Aus dem Haus. Vor die Stadt. Aus dem Sinn. Das ist die eine Seite. Die andere ist eine – vielleicht auch damit einhergehende – Allgegenwart von Tod. In Filmen, in Clips, im Netz. Wo Tod und Trauer ortlos werden, werden sie zugleich allgegenwärtig. Dahinein bildet der Friedhof und die mit ihm verbundene Trauerkultur eine Art Gegenmittel, Gegengift. In allem Wandel, in allen Entwicklungen – es spricht ja nichts gegen Online-Gedenken, was sollte dagegen sprechen? –, in allem Wandel bleibt der Friedhof der Ort, das urtümliche Moment, das sichtbar öffentlich erinnert: es gibt ein Ende. Damit wir nicht vergessen – aber auch, damit wir nicht ständig und immer und überall erinnern müssen. Damit Vergessen und Erinnern ihre Zeit und ihren Ort haben, dafür gibt es den Friedhof. Der ein Ort der Ambivalenz sein mag, darf, soll. Hier leben Ängste. Vor dem Alleinsein. Manchmal auch die, dass der Tote nicht tot bleibt. Mein theologischer Lehrer hat immer gesagt: wir stellen auch einen Stein dahin, um sicher zu gehen, dass jemand nicht wiederkommt. Ein harter Satz, aber vermutlich nicht immer falsch. Wir brauchen eine Kultur, die für solche Brüche, für solche Ambivalenzen sensibel ist, fähig, damit umzugehen.

Das ist die Herausforderung aller Erinnerungskultur: Mit Brüchen, Ambivalenzen umgehen. Ich deute nur ein paar ganz knapp an. Der Name, das Erinnern des Namens spielt eine große Rolle. Er verdichtet Geschichte, Biographie, persönliche Identität in kürzester Form. Zugleich erleben wir eine Zunahme der Anonymität, der Namenlosigkeit ganz wörtlich. Im Leben. Und auch im Tod. Rasengräber ohne Namen werden nicht selten gewünscht. Menschen wollen aus verschiedensten Gründen diese Anonymität – bis in den Tod, gleichsam bis in alle Ewigkeit. Ich könnte dazu theologisch, seelsorglich und kulturell-gesellschaftlich viel sagen, man kann das furchtbar streng verurteilen. Aber: Aufgabe von kirchlichen Friedhöfen ist ja nicht, vor allem streng zu regeln und zu verurteilen, die Aufgabe ist immer auch ein Abbilden von verheißener Barmherzigkeit: *Freut euch aber, dass eure Namen im Himmel geschrieben sind* (Lk 10,20), heißt es im Evangelium. Der Trost ist gerade an den Brüchen wichtig.

Ein anderes Beispiel: Der Trend zur Feuerbestattung hält seit einem Jahrhundert an. Früher tat sich die Kirche damit schwer. Wer sich die Auferstehung im alten Leib vorstellt, kommt hier nicht mit. Aber von der Auferstehung im alten Leib steht nichts in der Bibel. Die Frage der Urnenbestat-

tung ist weniger ein theologisches Problem – mein Großvater war Pfarrer und wollte dennoch unbedingt verbrannt werden. Mehr als um Theologie geht es um den Bruch mit dem Leib – seinen Verfall, den Umgang damit, nicht nur im Tod, auch schon im Leben. Die größere Herausforderung heute ist, dass sich mit der Urne auch das Trauerritual geändert hat. Dabei stellt sich auch die Frage nach privat und öffentlich neu. Die Urne möchten viele gerne mit nach Hause nehmen. Oder aus der Asche einen Diamanten pressen. Aber: der Tote gehört uns nicht, die Trauer gehört uns nicht, Andenken ist nicht Privatbesitz. Ob wir leben oder sterben, sind wir nicht mein oder Dein, sondern *sind wir des Herrn*.

5 Anfang und Ende, Ende und Anfang – Schönster Kreislauf, klare Richtung

Am Ende sind Friedhöfe, zumal die wunderschönen, die zum Evangelischen Friedhofsverband gehören, Lebensgärten. Kleine Abbilder, Vorgeschmäcke auf das, was war und was sein soll. Der Garten steht in der Bibel für Anfang – Paradies – und Ende – himmlisch die Begegnung mit Gott im Garten, bei der Auferstehung. Der Auferstandene ist der Gärtner, oder sagen wir: Maria hält ihn dafür. Nicht der Mörder ist der Gärtner, wie es bei uns früher für Krimis hieß, der Mörder immer der Gärtner. Nein, allenfalls der, der den Tod umgebracht hat und vom neuen Leben kündigt.

Friedhöfe sind Atemflächen der Stadt, Grünoasen, Ruhepole, Seelenbiotope. Wie sollte eine Stadt, eine oft atemlose Metropole wie Berlin ohne diese Orte sein können? Unmöglich. Hier werden wir gewahr, wie das Leben ist. Mit Anfang und Ende. Nicht wenige stellen sich auch das Menschsein als Energiekreislauf vor. Physiologisch ist das so. Von Erde genommen, zu Erde zurück, sagt die Bibel. Verheißen ist christlich allerdings nicht ein Kreislauf, sondern eine Richtung. Nicht von Anfang bis Ende. Von Ende bis Anfang bei Gott. Ob wir leben oder sterben, so sind wir ... – Sie wissen schon, meine Ersterinnerung das, wie alles anfängt. Und so weiß der, der auf dem Friedhof mal wieder war, dass auch im Leben gilt: Fahre ich oder du? Jedenfalls nicht allein. Vielen Dank!